

# Der verschollene Sohn

Roman von

M. Bethold

(15. Fortsetzung.)

„Das sind allerdings heitere Geschichten, spottete Winter, während er aus der Dose des Rentners eine Prife nahm, „indef mit Geld läßt sich Manches auf machen.“

„Wenn nur der Haß nicht wäre!“ erwiderte Görner. „Der Haß macht den Mann blind. Ich habe ihm jede Gemüthsheilung angeboten, aber er will auf nichts eingehen, er verlangt strenge Bestrafung oder Zurücknahme der Kündigung. Der Doktor ist auch rappeköpfig, er stützt sich darauf, der Herr sei zuerst groß geworden und habe seine Anstandsregeln überschritten.“

„Ach was, das muß in Frieden beigelegt werden,“ sagte der Wirth, „zur Klage darf es nicht kommen. Der Bürgermeister wird schon ein erlenes Wort mit dem Herr reden.“

„Wahrscheinlich ist er dem Doktor auch keine Grobheit schuldig geblieben.“

„Wahrhaftig nicht, sie haben sich gegenwärtig Liebenswürdigkeiten gezeigt, die alle erlaubten Grenzen überschritten.“

„Schön, das muß man dem Polizeidiener vorhalten, dann wird er schon kleinlaut werden. Sonst nichts Neues?“

„Dem Schiffer Danter ist in der vergangenen Nacht ein Kahn gestohlen worden.“

Bruno Winter wechselte mit dem Gahwirth einen bedeutungslosen Blick.

„Wollen Sie nicht einmal nachsehen lassen, ob Herr Felsing noch oben ist?“ sagte er.

Foller nickte und gab dem Kellner leise einen Auftrag.

„Wahrscheinlich hat jemand dem Schi für einen Schabernack gespielt,“ rief Görner wieder das Wort, nachdem er geräuschvoll eine Prife angenommen hatte, „wer sollte einen Kahn stehlen? Der Dieb hätte wenigstens seinen Nutzen davon!“

„Abwarten!“ sagte Foller. „Das Verschwinden des Kahns kann vielleicht anders ausgelegt werden.“

Herr Felsing hat in der vergangenen Nacht allein eine Spazierfahrt auf dem Rheine unternommen,“ fügte Winter hinzu, während er langsam auf und ab wanderte, „ich konnte ihn leider vor der tollkühnen Thorheit nicht zurückhalten. Es war vorher in der Villa Riedel etwas stark geregnet worden und in solchen Augenblicken ist man immer zu leichtsinnigen und thörichten Streichen fähig.“

„Und da ist er ganz allein hinaus gefahren?“ fragte der Rentner besträzt.

„Ja, freilich, aber ich habe weiter keine Angst um ihn gehabt, denn er handhabte die Ruder so geschickt, als ob er das Schifferhandwerk seit Jahren betrieben hätte.“

„Herr Felsing ist in der vergangenen Nacht gar nicht heimgekommen,“ sagte der eintretende Kellner, „das Bett ist unberührt.“

„Vielleicht ist er früh ausgegangen und das Zimmer bereits in Ordnung gebracht,“ warf Winter ein.

„Das Stubenmädchen ist heute noch gar nicht in dem Zimmer gewesen,“ erwiderte der Kellner achselzuckend.

„Da haben wir's!“ sagte der Rentner. „Der Kahn ist fort und der Mann ist verschwunden.“

„Kaltblut!“ unterbrach Foller ihn in ernstem Tone. „Eintweilen liegt noch kein Grund vor, die Sache auszuforschen und die ganze Stadt in Aufregung zu bringen.“

„Sie sind geleglich verpflichtet, das Verschwinden des Gastes anzugehen,“ erwiderte Görner.

„Heute noch nicht. Ist der Herr wirklich verunglückt, dann kommt jeder Rettungsversuch zu spät, also kann ihm die Anzeige in keiner Weise nügen.“

„Ich glaube nicht, daß er verunglückt ist,“ sagte Winter, der rastlos auf und nieder schritt, „ich wiederhole, ein Schiffer hätte nicht flotter rudern können, wie er.“

„Man kann ja auch annehmen, daß der Strom ihn hinunter getrieben hat, die Kräfte mögen ihn verlassen haben, so daß er den Kahn nicht mehr regieren konnte. Weiß der Himmel, wo er an's Land gekommen ist und welche Wanderung er hat machen müssen, um eine Eisenbahnstation zu erreichen.“

„Wir müssen jedenfalls bis morgen warten, ehe wir die Behörde alarmiren, geschähe dies unnöthiger Weise, so würde Herr Felsing uns die Ueberzeugung sehr übel nehmen.“

„Das glaube ich ebenfalls,“ nickte der Doktor Winter, „und deshalb stimme ich dem Vorschlag des Herrn Foller bei, so sehr mich auch die Ungewißheit über das Schicksal meines Freundes beunruhigt.“

Auf's Görner hatte das Sinn auf den Knopf seines Stodes geführt, ihm schien dieser Vorschlag, der ihn zur Verschwiegenheit verpflichtete, nicht zu gefallen.

„Sie vergessen dabei Gms, meine Herren,“ sagte er, „der Schiffer sucht seinen Kahn, er hat bereits von dem Verschwinden desselben Anzeige gemacht.“

„Er wird sich wohl bis morgen gedulden können,“ erwiderte Foller

chen, und es konnte ihm nicht schwer fallen, ihre Gedanken zu errathen.

„Ich muß den Vorwurf, daß ich ihn hätte zurückhalten sollen, auf mich nehmen,“ sagte er; „aber Sie würden ihn mir nicht machen, Herr Riedel, wenn Sie Zeuge der Aufregung meines Freundes gewesen wären.“

„War Herr Felsing schon lange mit Ihnen befreundet?“ fragte Eugenie mit erzwungener Ruhe.

„So sehr lange noch nicht, aber diese Freundschaft wurde unter eigenthümlichen Umständen geschlossen, unter Umständen, die für ihn peinlich und drückend waren.“

„Antwortete Winter. „Vielleicht haben Sie schon längst bemerkt, daß Felsing in meiner Gegenwart einsilbig und zurückhaltend war, daß er manchmal mit einem bösen Blick zu mir, wenn er sich unterbeobachtet glaubte. Die Gründe dafür sind in früheren Ereignissen zu suchen, über die er selbst nicht reden durfte, da sie ihm keine Ehre machten.“

Es war ihm furchtbar, daß ich seine Geheimnisse kannte, er schwebte in der tiefen Furcht, daß ich so indiskret sein könnte, sie zu enthüllen.“

„Und welcher Art waren diese Geheimnisse?“ fragte Riedel neugierig.

„Verzeihen Sie, wenn ich die Antwort auf diese Frage schuldig bleibe. Es würde mich keineswegs wundern, wenn man mir sagte, daß Felsing gegen mich intriguirt habe, aber auch dies könnte mich nicht veranlassen, eine Beobachtung zu begeben.“

Eugenie mußte nicht, was sie dazu sagen sollte, diese Erklärung stand allerdings nicht so sehr in Widerspruch mit den Andeutungen, die Felsing ihr gemacht hatte; aber durfte sie ihr Glauben schenken, dann war nicht der Doktor, sondern Felsing derjenige, der die Entfaltung jenes dunklen Geheimnisses fürchten mußte.

„Und das konnte und wollte sie nicht glauben, es stimmte mit ihren eigenen Beobachtungen nicht überein.“

„Ich befehle, daß Sie sich nicht näher erklären wollen, so lange es ungewiß ist, ob Felsing noch lebt oder nicht,“ sagte Riedel nach einer Pause, „oder Sie als älterer Freund unseres Hauses haben gewissermaßen die Verpflichtung.“

„Ich erathe, was Sie sagen wollen,“ unterbrach Winter ihn ruhig, „wäre eine solche Verpflichtung wirklich an mich heran getreten, so würde ich nicht geizig haben, sie zu erfüllen. Ich kann Ihnen heute nicht mehr sagen, warten Sie, bis wir jene Gewißheit erhalten, dann erst darf ich vielleicht das Eine oder Andere Ihnen mittheilen.“

„Bleibt Herr Felsing Familie?“ fragte Eugenie.

„Rein, gnädiges Fräulein, wenigstens ist mir nichts davon bekannt.“

„Er war auch nicht verlobt?“ fragte Riedel.

„Er besah nicht.“

„Über wozu lebte er?“

„Ein fortwährendes Lächeln allit flüchtig über die Lippen des Naturforschers.“

„Ich muß meine Bitte wiederholen,“ sagte er mit einer leichten Verbeugung, indem er seinen Hut nahm, „sollte, was ich nicht wünsche und hoffe, mein Freund verunglückt sein, so werden Sie mich gerne bereit finden, die soeben aufgeworfene Frage zu beantworten.“

Er nahm mit einer abermaligen Verbeugung von den Damen Abschied und Papa Riedel gab ihm das Geleite.

„Ich kann an das Entsetzliche noch nicht glauben,“ nahm Frau Riedel das Wort, als sie sich mit ihrer Tochter allein befand. „Es mag wohl so sein, wie der Gahwirth Foller vermutet, und Herr Felsing wird im Laufe des Tages wohlbehalten zurückkehren.“

Eugenie hatte sich erhoben, sie wollte mit ihren Gedanken allein sein.

Sie hätte der Mutter Manches mittheilen können, aber wozu? Es war besser, wenn sie damit wartete, bis man über das Schicksal Felsing's Kenntniss erhielt, es war dann noch immer früh genug, Verdachtgründe und Beweise zu suchen.

Unter dem Vorwande, den Brief einer Freundin beantworten zu wollen, zog sie sich in ihr Bouboir zurück; aber kaum hatte sie in ihrem Schattensessel Platz genommen, als die Thüre leise geöffnet wurde und das Dienstmädchen eintrat.

„Ich habe eine recht große Bitte an Sie, gnädiges Fräulein,“ begann das Mädchen in schüchternem Tone, während es verlegen mit den Händen der tadellos weißen Schürze spielte, „aber Sie sind immer so gütig gegen mich gewesen.“

„Nur heraus damit,“ sagte Eugenie rasch, „was wünschen Sie?“

„Umlauf für zwei Tage.“

„Das ist kein unbilliges Verlangen,“ Wollte Sie Ihre Eltern besuchen?“

Lina nickte bejahend, eine glühende Röthe überzog dabei ihr frischtes Antlitz.

„Sie verbergen mir etwas,“ sagte Eugenie.

„Ich ja, aber ich weiß nicht —“

„Ob Sie mit Vertrauen schenken dürfen? Na, wenn Sie das noch nicht wissen, dann will ich auch nicht weiter fragen.“

„Es ist ja nichts Schlimmes,“ erwiderte das Mädchen und ihre Wangen färbten sich noch dunkler, „der Peter vom Herrn General hat mir einen Antrag gemacht.“

„Wirklich?“ erwiderte Eugenie in heiterem Tone. „Von dem Peter hätte ich das nicht erwartet, aber hüte Wasser gründen tief. Worauf wollten ihr denn eure Zukunft gründen?“

„Wir haben Beide etwas erspart, wenn wir's zusammen legen, können

wir ein Häuschen und ein Stück Land pachten und vielleicht später auch kaufen. Meine Eltern haben auch noch Vermögen, sie werden uns gewiß helfen, daß wir bald aus den Sorgen heraus kommen.“

„Aber versteht denn der Peter etwas vom Ackerbau?“

„Natürlich, sein Vater war ja Bauer und er hat tüchtig mitbesessen müssen. Dann ist er Soldat geworden und als seine Dienstzeit zu Ende war, lag sein Vater auf dem Kirchhof, da ist er denn als Bursche bei dem Herrn General geblieben.“

„Und der Herr General wird ihn schmerzlich vermissen.“

„Das glauben wir auch, gnädiges Fräulein, aber sollen wir deshalb auf unser Glück verzichten?“

„Rein, nein, das kann Niemand verlangen,“ sagte Eugenie lächelnd. „Soll der Peter Sie zu Ihren Eltern begleiten?“

„Wenn er Urlaub bekommt, geht er mit, ich hoffe, der Herr General wird so menschenfreundlich sein.“

„Ich hoffe das auch, und mit meiner Mama werde ich heute Mittag Abreise machen.“

„Das wäre das Beste,“ sagte Eugenie ruhig, „wenn Sie nur nicht in Ihren Hoffnungen betrogen werden.“

„Gar nicht zu fürchten,“ erwiderte Lina, das Köpfchen zurückwerfend. „Mein Peter ist ein ehrlicher Mann, das weiß man schon, wenn man ihm nur in die Augen sieht. Er macht's auch nicht, wie so mancher seine Herr, daß er überall horcht und spionirt.“

„Wer thut das?“ fragte Eugenie häßlich.

„Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen sagen darf. Der Herr ist ein Hausfreund.“

„Der Rentner Görner?“

„Rein, nein, der nicht.“

„Der Doktor Winter?“

„Lina nickte, über die Stirne Eugeniens glitt ein Schatten des Unwillens.“

„Wann hat er es gethan?“ fragte sie. „Sagen Sie mir die volle Wahrheit, Lina, ich habe auch schon Verdacht geschöpft, kann aber keine Beweise finden.“

„Es war gestern Abend,“ erwiderte das Mädchen. „Sie gingen mit Herrn Felsing durch den Garten und blieben eine lange Zeit in dem Gebüsch.“

„Ich hatte mit dem Herrn dort eine Besprechung, die den Doktor betraf,“ fiel Eugenie leicht erörthend ihr in die Rede. „Am Hause konnte ich nicht ungestört mit ihm sprechen, zudem mußte ich ja auch befürchten, daß der Herr Doktor aus während der Unterredung überrascht.“

„Er hat Sie überrascht,“ fuhr Lina fort, „ich hab's deutlich gesehen, denn ich stand auf der Terrasse, um Peter zu erwarten, dem ich etwas mitzuthellen hatte. Sie waren kaum in dem Gebüsch, als der Herr Doktor in den Garten kam. Er sah mich nicht, und statt direkt ins Haus zu gehen, machte er einen Umlauf, der an dem Gebüsch vorbei führte. Und als er dort angekommen war, blieb er stehen, und dann sah ich ihn nicht mehr, er hatte sich in dem Gebüsch versteckt.“

Starr, mit wachsender Bestürzung ruhte der Blick Eugeniens auf dem Mädchen, eine entsetzliche Ahnung war in ihrer Seele aufgestiegen, ein Verdacht, den sie jetzt noch nicht Worte leihen durfte.

„Können Sie das mit zurechtlicher Gewißheit behaupten?“ fragte sie, mühsam ihre Erregung bezwingend.

„Ich kann es, Peter kam und wir sprachen ziemlich lange mit einander, das Aeußerste war so weit fertig und der Tisch bedekt, die gnädige Frau Mama glaubte, ich arbeite im Keller, da konnte ich es schon wagen, etwas länger drauhen zu bleiben. Und wie nun Peter sich entfernte hatte und ich in's Haus zurückgehen wollte, sah ich mit Herrn Felsing aus dem Gebüsch kommen.“

Wieder überzog die Röthe der Verlegenheit das hübsche Gesicht der jungen Dame, es mußte ihr ja unangenehm und peinlich sein, daß das Dienstmädchen von dieser langen und geheimen Unterredung Kenntniss erhalten hatte.

„Und der Doktor?“ fragte sie.

„Er trat gleich darauf auch aus dem Gebüsch heraus und folgte Ihnen.“

„Sind Sie wirklich fest überzeugt, daß Sie sich nicht geirrt haben?“

„Ich konnte mich nicht irren, schon deshalb nicht, weil ich deutlich den weißen Schleier auf dem Hute des Doktors sah.“

Eugenie hügte das Haupt auf den Arm und blieb eine Weile in Nachdenken verfallen.

Diese unangehme Entdeckung ließ die Mittheilungen des Doktors in einem anderen Licht erscheinen.

Er hatte gehorcht, schon dies allein bewies, daß er kein reines Gewissen besaß, und was er gehört hatte, das mußte seinen Haß gegen Felsing steigern. Dennoch war er heiterer und liebenswürdigere gewesen, wie sie zuvor, und in derselben Nacht hatte Felsing seinen Tod gefunden. Aber nein, nein, noch konnte und durte man nicht verfehlen, man mußte zuvor über das Schicksal Felsing's Gewißheit haben!

Es war ja dennoch möglich, daß Alles sich so verhielt, wie der Doktor berichtet hatte, Felsing konnte im Laufe dieses oder des nächsten Tages von seiner unsinnigen Fahrt zurückkehren, dann aber erließen die über-eilte Anklage gegen Bruno Winter in einem gar zu gefässigen Licht. Und gefest auch, die Anklage wäre wirklich begründet gewesen, auf welche Beweise konnte Eugenie sie stützen?

Aus ihrem Sinnen erwachend, bemerkte sie, daß Lina sich noch immer im Zimmer befand, sie hatte das Mädchen bereits vergessen.

„Es ist gut,“ sagte sie, indem sie mit der Hand langsam über ihre Augen strich, „ich danke Ihnen für Ihre Offenheit. Aber reden Sie mit Niemand darüber, hören Sie, mit Niemandem, wer es auch sein mag! Ober haben Sie schon mit Ihrem Verlobten darüber gesprochen?“

„Mit dem Peter?“ erwiderte das Mädchen lächelnd. „Mit dem rede ich über die gnädige Herrschaft nicht und er fragt auch nicht, er ist nicht neugierig.“

Ein Wind verabschiedete das Dienstmädchen, es hat noch einmal um gültige Fürsprache bei der gnädigen Frau Mama, dann verließ es das Zimmer, ohne zu ahnen, welchen Sturm es in der Seele der jungen Dame entfesselt hatte.

## (Fortsetzung folgt.)

### Verrentloses Land am Pol.

Wenn im Feitalter der Entdeckungen jemand ein neues Land aufgefunden hätte, war es seine erste Sorge, es für seinen König feierlichst in Besitz zu nehmen. Dieser Brauch ist in späteren Zeiten, als bei der Entdeckung wissenschaftliche Gründe immer mehr mitgesprachen, weniger regelmäßig befolgt worden, ganz verschwunden aber ist er bis auf den heutigen Tag nicht. Soviel wir wissen, hat weder Erich v. Drygalski das von ihm entdeckte Kaiser Wilhelm-Land in der Antarktis für das Deutsche Reich annekirt — Derenburgs Donarbeit ist ihm dafür gewiß — noch haben De Gerlache, Nordenskiöld und Charcot auf dem Graham-Land die Grundlage für künftige belagische, schwebische oder französische Südpolarcolonien geschaffen. Andererseits weiß man ja, B. von Sverdrup, daß er sein Neues Land im polaren America in aller Form für Schweden-Norwegen in Besitz genommen hat. Vermuthlich peinigten ihn nun schon längst Gewissensbisse. Denn die Union von Schweden und Norwegen ist dahin, und zwischen beiden könnte ein mörderischer Krieg um den Besitz jener sicherlich höchst werthvollen Gegenden entstehen. Ob Coot und Peary irgendwo ein neues Kolonialland für die Vereinigten Staaten erworben haben, ist uns noch nicht sicher bekannt. Aber es ist bereits aus Washington gemeldet worden, Generalstaatsanwalt Wadersham habe erklärt, die Regierung werde das von Coot entdeckte Land beanspruchen, wenn es genügend werthvoll sei, aus London wird berichtet, Sir Gilbert Parker werde den Premierminister darüber interpelliren, ob das Land an Nordpol zu Kanada gehöre oder ob die Hingung der amerikanischen Flotte der Union dort Besitzrechte gewöhre.

Was zunächst den Nordpol angeht, so ist dort noch Coot überhaupt kein Land vorhanden; er sagt ja selber, er habe seine Flagge auf dem Eise des Meeres aufgeworfen. Dasselbe hat Peary ein Jahr später gethan. Die von Coot „entbedten“ Streifen Land, von denen in seinen Berichten die Rede ist, sind nicht etwa bisher unbekanntes Land zwischen dem Sverdrup'schen Meeresgebiet und dem Pol, sondern sie gehören zum Eisesmeerland und den westlich davon liegenden Inseln, die Coot auf dem Hin- und Rückweg berührt hat, und über die er möglicherweise einige der bisherigen Karten erregende Aufnahmen mitbringt. Wie schon erwähnt, hat Sverdrup alles Land, das er entdeckt, für Schweden-Norwegen in Besitz genommen. Aber auch Kanada hat vor ein paar Jahren aus Nordwestlich von Grönland für sein Eigenthum erklärt, und das aus verständlichen Gründen. In den dortigen Gewässern wird ein lebhafter Walfischfang durch Schiffe verschiedener Nationen betrieben, und daraus nicht selten Reibungen und andere Unzuträglichkeiten entstanden. Um dies nach Möglichkeit zu verhindern, übt Kanada nun dort Polizeigewalt aus durch gelegentliches Entsenden eines Regierungsdampfers in die allsommerlich zugänglich werdenden Meeresküste. Damit aber das Ausschichtsrecht auch respektirt werde, mußte eben das ganze Gebiet von Kanada annekirt werden.

Uebrigens von der sogenannten Smithsundroute liegt Grönland, das heute in seiner ganzen Ausdehnung von Dänemark beansprucht und ihm auch wohl von niemand freitig gemacht werden wird, da es sowohl an der Westküste wie an der Ostküste, soweit sie benoht sind, thafsiglich Hoheitsrechte ausübt. Als der Herzog Philipp von Orleans 1905 an der Ostküste über Kap Bismard hinaus nordwärts vorgedrungen war, nannte er den neu entdeckten Erich in der ersten Eise Terre de France. Nach seiner Rückkehr wurde er darauf aufmerksam, daß Dänemark auf dieser Benennung Anstoß nehmen könnte, und er trug den Umständen Rechnung, merzte von seiner Karte das Terre de France aus und taufte es

nach sich selber — womit einer Trübung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Dänemark wohl für immer vorgebeugt sein wird. Herrenlos ist nach wie vor Spitzbergen; denn die internationale Spitzbergen-Konferenz, die dem ein Ende machen soll, will noch immer nicht tagen. Dieser Herrenlosigkeit müßte aus demselben Grunde abgeholfen werden, aus dem Kanada sich das arktische America angegliedert hat. Franz Josef-Land erfreut sich gleichfalls noch völliger „Unabhängigkeit“.

Am Südpol sind die Besitzverhältnisse größtentheils noch ungeläutert; aber es scheint, daß England und der australische Staatenbund sich für die Nächstberechtigten halten. So würde die australische Regierung es kaum ruhig mitansehen, wenn eine fremde Nation Victorialand und Umgebung (den Schaulplatz zweier erfolgreicher englische Südpolar Expeditionen) mit Beschlag belegte. Man hat da auch Kohle gefunden, und Geben, wo das der Fall ist, gehören von rechtswegen den Briten, damit sie da eine Kohlenstation für ihre Flotte anlegen können. Nun hat im vorigen Jahre die Londoner Regierung das Graham-Land auf der amerikanischen Seite der Antarktis offiziell für annekirt erklärt, so daß bereits ein Stück des Südpolarcontinents englisch ist. Gleichzeitig sind damals einige subantarktische Inseln am der Südspitze Südamerikas von England in Besitz genommen und dem Gouverneur der Falkland-Inseln unterstellt worden: Süd-Georgien, die Süd-Ordnens, die Süd-Sheppard- und die Süd-Sanowidgruppe. Von diesen Inseln gelangt Süd-Georgien allerdings schon lange für britisch. Dagegen wurde die Süd-Sheppardgruppe zeitweise von Argentinien beansprucht, und auf die Süd-Ordnens hatte diese Republik wohl auch gewisse Rechte, da sie dort seit einigen Jahren eine magnetisch-meteorologische Station unterhielt, die auch jetzt noch in Tätigkeit ist. Ueber die Süd-Sanowid-Inseln weiß man wenig; gelegentlich werden sie von Segelschiffen angelaufen. Der Grund für diese Annerionen liegt offenbar darin, daß jene eigentlich erst durch die neueren Südpolar Expeditionen der Belgier, Franzosen, Schweden und Schotten genauer erschlossenen Meere heute zahlreiche Walfänger anlocken, so daß ein lebhafter Schiffsverkehr entstanden ist. Eine vielbesuchte Station ist namentlich die Deceptioninsel in der Süd-Sheppardgruppe geworden; Charcot traf dort im vorigen Dezember mehrere große Dampfer und einige hundert Matrosen, auch eine Kohlen-niederlage. Eine andere Station besteht auf Süd-Georgien, und eine dritte wird auf New Island in der Falklandgruppe errichtet werden. Jedes Schiff, das in den subantarktischen Gewässern Americas auf den Fang gehen und die Häfen benutzen will, hat dafür eine Steuer zu entrichten. Wenig bekannt wird es schließlich sein, daß die gleichfalls an der Schnelle der Antarktis liegende Keraulengruppe, wo eine Abteilung der deutschen Südpolar Expedition gearbeitet hat, seit 1893 bereits eine französische „Kolonie“ ist. Erstliche Bestrebungen, sie nutzbar zu machen, haben allerdings erst seit zwei Jahren begonnen; private Unternehmer versuchen sich da mit Viehzucht und Hebung der Jagd auf Seethiere.

Der Pulsschlag bei Mensch und Thier.

Die Zahl der Pulsschläge variiert bei verschiedenen Thieren sehr bedeutend; je größer der Körper, desto langsamer schlägt das Herz; das Verhältniß dieser beiden Größen ist nicht vollkommen direkt, wie eine Vergleichung der Wägel mit den Säugethieren zeigt. Der Puls ist gewöhnlich viermal häufiger als die Athmung. Bei Bögen ist die Pulszahl sehr hoch; bei Säugethieren finden wir z. B., daß die Zahl der Pulsschläge in der Minute bei der Maus 120, beim Hunde 75, beim Pferde 42 und beim Elefanten 28 betragen. Die innerhalb derselben Species auftretenden Unterschiede beruhen offenbar auf der Körpergröße. Große, kräftige Hundsrassen haben einen langsameren Puls als kleine. Fast bei allen Thieren schlägt das Herz des Männchens langsamer als das des Weibchens, und bei manchen Thieren soll noch allerdings nicht absolut zuverlässigen Quellen — der Unterschied beträchtlich sein; der Puls des Löwen beträgt 40, der der Lwin 68, der des Stiers 46, der Färse 58, der des Schafhunds 68, des Mutterchafes 80. Die Verschiedenheit der Pulszahl bei verschiedenen Menschenrassen kommt wohl auf Rechnung der Körpergröße und nicht auf Rechnung eines Zusammenhangs zwischen schnellem Puls und niedriger Organisation. So beträgt die Pulsnorm des Franzosen 72, die des Neigungswachsenden Norwegeren 74, der Chinesen und der Nitobaren-Anfänger 77, während der Puls bei Asiaten und Afrikanern im allgemeinen zwischen 77 und 86 variirt.

Hätte ein großer Mann nicht auch kleine Seiten, es würde weniger von ihm geredet.

Es wird viel von den Errungen-schaften der letzten Jahre gesprochen. Die Richterungensschaften werden weniger erwähnt.